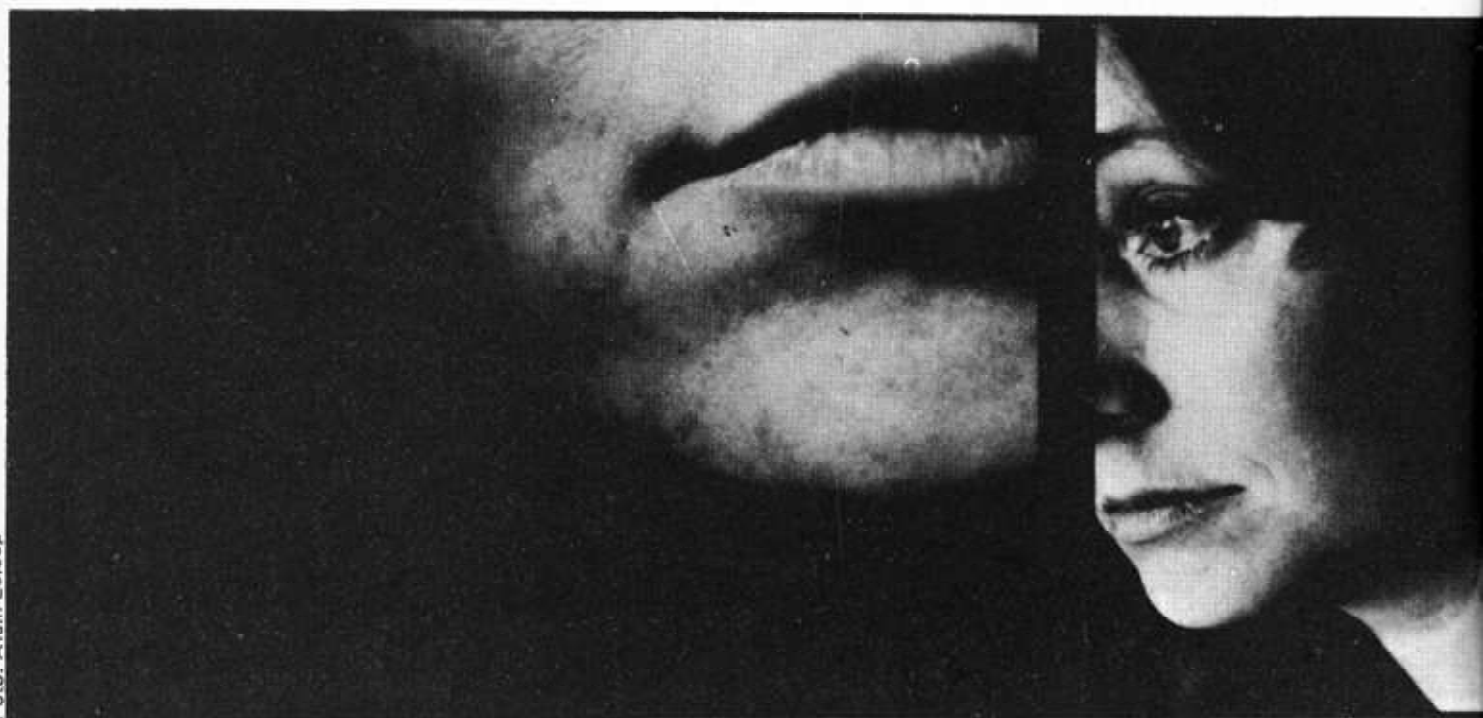


Zeit war es,

die ich brauchte



Als ich aufhörte zu trinken, entdeckte ich die Zeit. Nie war ein Tag so lang gewesen. Nie konnte ich so viel auf einmal tun. Wieviel Zeit mußte ich also verloren haben!

Ich mußte diese Zeit füllen, mußte lernen, wieder mit mir umzugehen. Zwölf Jahre lang hatte ich die Abende in linken und ausländischen Kneipen verbracht, hatte meine Fähigkeit, mit meinen Problemen umzugehen, systematisch erstickt. Zum Beispiel das Alleinsein. Sobald ich allein war, fühlte ich mich verlassen, im Stich gelassen, verraten, betrogen. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, daß es der Alkohol ist, der mich mir selbst gegenüber so hilflos und anderen gegenüber mißtrauisch werden läßt. Für mich war meine Unfähigkeit alleinzu sein ein Sozialisationschaden. Nicht ich, die soff, hatte Schuld, sondern meine Mutter.

All die Alkoholikerinnen, mit denen ich gesprochen habe, konnten nicht allein sein. Niemand hatte begriffen: dieses Nichts-mit-sich-anfangen-können, die Panik vor dem Alleinsein, kommt daher, daß wir jede freie Minute mit Bier oder Wein begossen haben, so daß unser ersoffenes Ich nicht mehr mit Problemen umgehen kann. Es macht mich wütend, wenn ich daran denke, wie sehr uns unsere Bildung manchmal den Blick verstellt. Mit einem Bein, das nur sechs Wochen in Gips lag, gehen wir ganz vorsichtig um. Von unserem Ich erwarten wir, daß es nach zehn Jahren Alkoholkonservierung noch genauso lebendig ist wie vorher. Und daß alles schon an dem Tag funktioniert, an dem wir aufgehört haben zu trinken.

Zeit war es, die ich brauchte. Ich mußte lernen, mein Selbstbewußtsein wiederzufinden, mein Verhältnis zur eigenen Stärke und Schwäche. Denn solange man trinkt, ist man stark aus bewußtloser Rücksichtslosigkeit und schwach aus selbstvernichteter Stärke.

Das Lernen geschieht über reden. Endloses Reden über die Erfahrungen mit dem Saufen, so als müßte man sich alles von der Leber wegreden. Das Reden hält den Fortschritt gegen den Alkohol fest. Das Erreichte wird den Freundinnen bekanntgegeben und deshalb zur Grenze, die nicht so leicht übersprungen werden kann. Im Gespräch mit Alkoholikerinnen – seien sie nun trocken oder nicht – fühlte ich mich gedrängt, immer wieder über meine Erfahrung zu berichten. Das Sprechen darüber hat noch Ähnlichkeit mit dem Trinken. Die Gedanken kreisen noch immer um dasselbe Thema.

Es ist eine Niederlage, sich die andauernde Abhängigkeit vom Alkohol einzugestehen. Eine Selbstkränkung, überhaupt in solche Abhängigkeit hineingeraten zu können, weil ich genau

das für mich brauchte, wofür ich mich für andere einsetze: Das Recht auf Selbstbestimmung über den Körper, die Freiheit für Liebe, für Sensibilität unter Frauen. Selbstkränkend ist auch die Unkenntnis: mir einzugestehen, diesem für mich wichtigen Thema gegenüber so lange ignorant gewesen zu sein.

Die Erfahrung der eigenen Niederlage

Die Niederlage gegenüber dem Alkohol, der während des Trinkens so viel mit Stärke zu tun hat, kommt einem so ungeheuer vor, daß diejenigen, die keine Alkoholikerinnen sind, sie nicht leicht nachvollziehen können. So schrecklich es sich anhört: die Entscheidung, mit dem Saufen aufzuhören, hängt ganz eng mit der Erfahrung der Niederlage sich selbst gegenüber zusammen. Viele können diese Entscheidung erst treffen, wenn sie vom Alkohol an den Rand der Existenz gebracht wurden. Ich konnte nur deshalb aufhören, weil ich rechtzeitig vor die Alternative gestellt wurde, entweder weiter zu trinken oder mit meiner Freundin weiter zu leben. Für mich hatte das Saufen immer etwas Lebensbejahendes gehabt. Über das Selbstzerstörerische konnte mich der Alkohol selbst täuschen. Deshalb hätte ich mich trotz Alkoholabhängigkeit nie gegen meine Freundin für den Alkohol entscheiden können. Wichtig war, daß ich mich für etwas entscheiden konnte und daß ich mich rechtzeitig entscheiden mußte; daß ich Entzugskliniken noch nicht brauchte, sogar noch allein aufhören konnte zu trinken. Mit all der Unterstützung, die ich hatte, wenn ich nicht mehr trank.

Trotzdem hätte ich besser gleich mit anderen Frauen gesprochen. Ich habe viel als persönliche Eigenart angesehen, was notwendig zum Alkoholentzug dazu gehörte. Das fängt mit dem Selterwassertrinken an. Plötzlich jemanden im Lokal vor zwei Glas Tee sitzen zu sehen, das war wie ein Spiegel, den ich unvorbereitet vorgehalten bekam. Die Schwierigkeit mit den eigenen aufgebauten Spannungen umzugehen, sie plötzlich in den hilflosen Ausbrüchen einer anderen Person zu sehen, fiel mir schwer. Es geht bis in die Sprache; ähnlich monströse Bilder, um den Alkohol und seine Wirkungen zu beschreiben, aus denen das Gigantomische, die wahnsinnige Realitätsverschiebung durch den Alkohol noch immer hervorlugt – dem in den Texten zu begegnen, hat mich erschreckt. Ich war verunsichert, wieviel von meinem Verhalten noch immer, noch nach 1 1/2 Jahren, vom Alkohol bestimmt ist. Darauf hätte mich eine Gruppe vorbereiten können.

